

Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-499-24623-4

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf www.rowohlt.de.

Bevor Felicitas Mayall sich ganz der Schriftstellerei widmete, arbeitete sie als Journalistin bei der «Süddeutschen Zeitung». Die Wahl-Münchenerin veröffentlichte unter ihrem Klarnamen Barbara Veit Kinder- und Sachbücher, bevor sie sich mit ihrer erfolgreichen Krimiserie um die Münchner Kommissarin Laura Gottberg in die Herzen vieler Leser schrieb. Bis zu ihrem Tod lebte die Mutter zweier Söhne mit ihrem australischen Ehemann am Chiemsee und reiste von dort oft nach Italien und Australien.

Felicitas Mayall

Hundszeiten

Laura Gottbergs fünfter Fall

Roman

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch
Verlag, Hamburg, Januar 2010
Copyright © 2008 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg
Covergestaltung any.way, Barbara Hanke/Cordula Schmidt
Coverabbildung Bildagentur Huber/Römmelt
Satz aus der Berthold Caslon PostScript (InDesign)
bei hanseatenSatz-bremen, Bremen
Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany
ISBN 978-3-499-24623-4

Die Rowohlt Verlage haben sich zu einer nachhaltigen
Buchproduktion verpflichtet. Gemeinsam mit unseren Partnern
und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale
Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten
zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt.

www.klimaneutralerverlag.de



SIE GRÖLTEN WIEDER, unten auf den Kiesbänken bei der Museumsinsel. Inzwischen hatten sie diesen Isarstrand ziemlich für sich allein. Niemand wollte in ihrer Nähe feiern. Wo in früheren Nächten viele Feuer brannten, gab es jetzt nur noch ein großes.

Die andern hatten sich neue Sandbänke gesucht. Wie Nomadenlager zogen sich ihre Grillplätze am Fluss entlang. Jede Nacht hingen Rauchschwaden über der Isar, Trommeln erklangen, Gitarrenklänge. Es war, als erinnerten sich die Bewohner der großen Stadt im Sommer an das Leben ihrer Vorfahren. Nur mit den Leuten am großen Feuer wollten sie alle nichts zu tun haben.

Das hatte Ralf, der Steinmetz, genau beobachtet. Geduckt kauerte er im Schutz eines hohen Baumes an der Uferstraße und starrte zu denen am großen Feuer hinunter. Das Feuer loderte in dieser Nacht so hoch, dass der Turm des Deutschen Museums in flackerndes Licht getaucht wurde. Hartes Gelächter drang zu Ralf herauf, zu laut. Er mochte das Gelächter nicht, die Lieder nicht. Mochte die Kerle da unten nicht. Fast alles Männer, das hatte er gesehen, aber ein paar Frauen waren auch dabei.

Ralf kannte sich an der Isar aus. Der Fluss war sein Zuhause. Deshalb wusste er genau, was gefährlich war und was nicht. Er kannte die Lager der anderen Penner, die unter den Brücken lebten, in Zelten oder Höhlen weiter draußen am Hochufer. Man ließ sich in Ruhe. Solange keiner ins Revier des anderen vordrang. Ralf war ein Einzelgänger und daher besonders auf der Hut. Die Kerle da unten passten nicht ins Bild. Die waren ein anderes Kaliber, keine Kollegen. Solange sie nicht näher an seinen Unterschlupf herankamen, fühlte er sich halbwegs sicher. Er musste sie im Auge behalten. Das stand fest!

Für heute Abend hatte er genug gesehen. Ralf löste sich von seinem Baumstamm, im gleichen Augenblick

erstarrte er, bekam Herzrasen, weiche Knie. Irgendwer hob ihn hoch, schüttelte ihn wie einen Hund. Harte Hände umfassten seinen Nacken, Eisenklammern. Dann die Stimme, dicht an seinem Ohr:

«Lass dich hier nie wieder blicken, dreckiger Schmarotzer! Solche wie du haben in dieser Stadt nichts zu suchen. Sag das deinen Kumpels. Wir werden hier aufräumen!»

Die Eisenklammer hob Ralf hoch und schleuderte ihn zu Boden. Er krümmte sich zusammen, wartete auf den Stiefeltritt, wagte kaum zu atmen, stellte sich tot. Nichts passierte. Er hatte Sand zwischen den Zähnen, und es roch nach Hundepisse. Endlich, nach mindestens fünf Minuten, drehte er sich ein bisschen und schaute sich um. Da war niemand, nur der Baumstamm. Ralf rappelte sich auf und rannte.

Es ist eine dieser Nächte, ganz einfach eine dieser Nächte, dachte Kriminalhauptkommissarin Laura Gottberg. Ich hätte vor zwei Stunden aufstehen sollen, mich auf den Balkon setzen, ein Glas Wasser trinken, meditieren, ein Buch lesen, irgendwas tun müssen, nur nicht im Bett bleiben und nachdenken. Stattdessen hatte sie sich von einer Seite auf die andere gewälzt, irgendwann sämtliche Eingeweide gespürt und alle schlechten Erinnerungen der bisher gelebten Jahre durchgestanden. Ihr Kopf schmerzte. Alles fühlte sich feucht an: ihr Haar, ihre Haut, das Laken. Schwer und stickig hing die Luft über ihrem Bett, über der Wohnung, dem Haus, der Stadt und vermutlich der gesamten Erde.

Seit beinahe zwei Monaten herrschte Gluthitze über München und ganz Mitteleuropa. Seit Wochen fielen die Menschen um wie Fliegen, sanken die Temperaturen auch nachts höchstens auf fünfundzwanzig Grad. Die Schlagzeilen der Zeitungen sprachen inzwischen von

Endzeit und Apokalypse, weil Klimakatastrophe bereits zu abgedroschen klang.

Auf dem Rücken liegend, Arme und Beine von sich gestreckt, versuchte Laura sich selbst den Befehl zum Aufstehen zu geben. Lange Zeit widersetzten sich die Schaltstellen ihres Körpers, immer wieder versank sie in dämmrigen feuchtwarmen Nebeln und träumte sogar - vom Fallen, von diesem Frosch. Sie schreckte hoch, schaffte es endlich auf den Bettrand und saß aufrecht.

Sie wollte nicht von diesem Frosch träumen, hatte ihn schon fast vergessen, akzeptiert, dass es ihn gegeben hatte. Wirklich? Nein, nicht wirklich, denn ab und zu tauchte er auf wie ein verblasstes Schwarzweißfoto, irgendwo im Hinterkopf.

Erbsünde, dachte sie. Der Frosch ist für mich so was wie die Erbsünde. Sie strich das feuchte Haar aus ihrem Gesicht, stand taumelnd auf und knipste die Lampe auf ihrem Nachttisch an. Zehn vor vier. Sie zwang sich dazu, in die Küche zu gehen, spürte dem zarten Lufthauch nach, der von der weit offenen Balkontür zu ihr drang, und ließ an der Spüle Wasser über ihre Hände und Unterarme laufen. Lauwarme Brühe, die selbst nach ein paar Minuten kaum kälter wurde. Im Kühlschrank fand sie einen Krug mit eiskaltem Wasser, füllte damit ein Glas und trat auf den kleinen Balkon hinaus.

Eigentlich war es eine klare Nacht, aber sogar bei Dunkelheit blieb ein Rest des Hitzesmogs über der Stadt hängen und verschleierte die Sterne. Laura trank in kleinen Schlucken und ließ die kühle Flüssigkeit langsam durch ihre Kehle rinnen. Seltsamerweise bekam sie Gänsehaut davon.

Finsternis lag über dem Geviert der hohen Stadthäuser. Niemand außer Laura schien wach zu sein. Die Petunien in den Balkonkästen verströmten einen süßlichen Duft. Laura lehnte den nackten Rücken an die

raue Hauswand. Wieso hatte sie von dem Frosch geträumt? Sie hatte bisher immer nur dann von ihm geträumt, wenn etwas in ihr gründlich aus dem Gleichgewicht geraten war. Froschalarm. Das letzte Mal, als sie sich von Ronald getrennt hatte, vor vier Jahren.

War denn etwas aus dem Gleichgewicht geraten? Abgesehen vom Klima? Lag es an diesem diffusen Gefühl von Bedrohung, das in der Stadt herrschte und von den Medien geschürt wurde? Rapider Anstieg der Todesrate, Kolibakterien in Schwimmbädern und Seen, drohende Epidemien von Gehirnhautentzündung bis Salmonellen, Trinkwassermangel, steigende Gewaltbereitschaft, Smog, Fahrverbote.

August in München. Eigentlich die beste Jahreszeit. Die halbe Bevölkerung machte Urlaub. Lauras Kinder, Luca und Sofia, waren seit einer Woche in England, machten Sprachferien mit Familienanschluss. Das hatte sie fast ein Monatsgehalt gekostet. Taschengeld spendierte zum Glück Lauras Vater Emilio. Von Ronald, ihrem Ex, gab es nur gute Ratschläge. Immerhin hatte er Luca und Sofia zum Flughafen gebracht, weil Laura sich nicht freinehmen konnte.

Sie hatte sich auf diese vier Wochen Freiheit gefreut, darauf, ihren eigenen Rhythmus leben zu können - abgesehen von der Arbeit natürlich.

Bisher lebte sie noch gar nichts.

Es war zu heiß, um irgendwas zu tun. Und sie wollte gar nichts tun. Nicht einmal fernsehen. An den letzten Abenden hatte sie sich dabei ertappt, dass sie stundenlang untätig herumsaß. Mit leerem Kopf. Es war nicht unangenehm, nur erstaunlich. Es schien, als hätte sie in all den geschäftigen Jahren, die hinter ihr lagen, ihren eigenen Rhythmus vergessen. Und nun wartete sie darauf, dass er sich wieder einstellte.

Sie ging in die Hocke, lehnte ihre Stirn an das kühle Balkongeländer und schaute zwischen den Gitterstäben hindurch. Eine sanfte Vorahnung der Morgendämmerung zeigte sich am Himmel. Wie lange hatte sie die Sonne nicht mehr aufgehen sehen, *bewusst* aufgehen sehen? Sie konnte sich nicht daran erinnern.

Plötzlich wusste Laura, was sie tun wollte. Am Fluss entlanggehen und die Sonne aufgehen sehen. Während sie sich anzog, dachte sie kurz daran, ihre Dienstwaffe einzustecken, nahm sie sogar in die Hand, legte sie aber wieder weg.

«Sonnenaufgang, kein Einsatz!», murmelte sie und lächelte über sich. Sie bürstete flüchtig ihre Haare, ohne dabei in den Spiegel zu schauen. Im Treppenhaus dachte sie wieder an den Frosch. Beinahe wäre sie gestolpert. Als drängte er sich vor.

«Gut», dachte sie, als sie auf die Straße trat. «Vielleicht willst du nochmal hören, dass es mir leidtut. Dass ich dich nie vergessen werde, dass ich mich schäme. Dass ich etwas begriffen habe, damals, und dass ich dir dafür danke, obwohl es dir nichts mehr hilft.»

Er war noch immer da. Ein fetter grüner Frosch, dem die Eingeweide aus dem Maul hingen. Und die anderen Kinder, verschwommene Gestalten, die stumm dastanden und ihn anstarrten. Das hatten sie nicht gewollt. Oder doch? Sie hatten ihm nur ein Haus bauen wollen. Eins aus Moos und Stöcken. Aber er wollte das Haus nicht, blieb einfach nicht sitzen, hüpfte immer wieder weg. Sie holten ihn zurück. Immer wieder. Setzten ihn gewaltsam in das Haus, warfen ihn endlich auf den Boden, immer und immer wieder. Er sollte sitzen bleiben!

Wie ein Rausch war es über sie gekommen. Plötzlich quollen die Eingeweide aus seinem Maul, und er blieb sitzen, der Frosch. Rührte sich nie wieder.

Wie alt war sie damals gewesen? Neun oder zehn? Egal. Auch sie hatte den Frosch einmal auf den Boden geschleudert.

Langsam folgte Laura der schmalen Straße, die zum Hochufer der Isar führte, fing irgendwann an zu laufen und erreichte keuchend die große Kreuzung vor der Philharmonie. Sie nahm die stickige Luft wahr, ihre Lungen brannten. Die täglichen Warnungen im Radio fielen ihr ein: Vermeiden Sie körperliche Anstrengung im Freien, die Ozonwerte überschreiten Tag und Nacht sämtliche Grenzwerte.

Der Frosch war noch immer da, obwohl sie sich alle Mühe gab, an andere Dinge zu denken. Trotz ihrer Jugend hatte sie damals begriffen, dass sie töten konnte. Sie alle hatten es begriffen, sich schweigend getrennt, sich nicht einmal mehr angesehen. Eine Weile waren sie sich aus dem Weg gegangen. Der Frosch wurde nie mehr erwähnt.

Laura überquerte die Kreuzung. Außer einem einsamen Fahrzeug der Straßenreinigung war kein einziger Wagen zu sehen. Fahrverbot.

Als wäre Herbst, verlor die mächtige alte Kastanie am Eingang des Parks ihre Blätter. Braune, dünne, zerknitterte Blätter, die unter Lauras Füßen raschelten. Sie nahm nicht den staubigen Fußweg, sondern ging über den Rasen, von dem nur ein flaches Gespinst aus gelblichen Stoppeln übrig geblieben war. Die Erde fühlte sich hart an wie Beton, zeigte Risse. Wann hatte es zum letzten Mal geregnet? Irgendwann im Juni, vor beinahe zwei Monaten.

Ihr fiel auf, dass der Übergang von der Nacht zum Tag grau war. Die Nacht leuchtete dunkelblau, doch jetzt, da von Osten her eine diffuse Helligkeit aufstieg, verblassten die Blautöne, wurden einfach grau. Morgengrauen. Seltsames, doppeldeutiges Wort.

Noch etwas hatte sie damals begriffen. Der Rausch von Macht hielt nicht an, er konnte in Depression umschlagen, in Scham, Schuld, Selbstekel. Es hätte sie interessiert, wie die anderen Kinder mit dieser kollektiven Tat fertig geworden waren. Ob die Mädchen anders damit umgingen als die Jungs. Ob sie heute noch manchmal daran dachten.

Keinen von ihnen hatte Laura in späteren Jahren wiedertreffen. Es waren ohnehin nur flüchtige Freundschaften gewesen, Urlaubsbekanntschaften. Gemeinsam mit ihren Eltern hatte sie damals Ferien auf einem Bauernhof in Tirol gemacht. Die anderen Kinder gehörten zu den umliegenden Gehöften oder machten ebenfalls Ferien. Aber keines der Kinder hatte gesagt: «Hört auf!»

Sie auch nicht.

Der Fluss war zu einem schmalen Bach geworden. Das Wasser schwarz, jedenfalls bei Nacht. Ralf, der Steinmetz, hockte im Kiesbett der Isar und hielt seine Füße ins Wasser. Vielleicht konnte er auf den kühlen Steinen noch eine Runde schlafen. Der Schreck dieser Nacht saß ihm in den Knochen. Zwar war ihm so etwas nicht zum ersten Mal passiert, doch diesmal war es unheimlich gewesen, als hätte ein Geist nach ihm gegriffen. Quatsch, sagte er sich. Gibt keine Geister. Es hatte sich allerdings so angefühlt. Wie das kalte Grauen hatte es sich angefühlt.

Vielleicht sollte er umziehen. Vielleicht war seine neue Unterkunft doch nicht sicher. Seit er sich im Fußgängertunnel unterm Friedensengel niedergelassen hatte, ging alles so glatt. Angefangen hatte es mit dem Anhänger. Ein gebrauchter Auto-Anhänger, abschließbar. Er hatte dafür gearbeitet. Der Anhänger war immer sein Traum gewesen. In so einem Anhänger konnte man all

seine Sachen unterbringen und auf dem Dach schlafen. Das war sicherer als auf dem Boden, und man konnte schnell umziehen, wenn die Bullen einen verjagten.

Das Problem war nur, dass er immer mehr Sachen anhäufte, seit der Anhänger da war. Sie kamen einfach, die Sachen, und er steckte sie in den Anhänger. Das Ding wurde immer schwerer.

Eine Küche hatte er sich auch eingebaut, spielte mit dem Gedanken, den Spaziergängern und Radfahrern Cappuccino zu verkaufen. War ja einfach: heißes Wasser, Plastikbecher und Tütenkaffee. Er hatte viele Geschäftsideen, hatte er immer schon gehabt. Immer wieder neue Ideen.

Zurzeit nannte er sich Ralf, der Steinmetz, weil er Isarsteine polierte und bemalte. Es gab jede Menge Steine am Fluss, und die Geschäfte gingen nicht schlecht. Jeden Tag verkaufte er mindestens fünf Steine zu zwei Euro, meistens aber mehr. Das reichte locker fürs Essen. Er trank nicht, wie die meisten seiner Kollegen von der Straße. Das machte das Leben erheblich leichter, denn für Alkohol ging eine Menge Geld drauf. Nein, das war früher mal, das brauchte er nicht mehr.

Vor ein paar Wochen war er noch Ralf, der Fahrradmechaniker, gewesen. Aber das hatte nicht richtig funktioniert, weil er sich mit Fahrrädern nicht besonders gut auskannte. Mit den Steinen klappte es auf Anhieb. Und es machte ihm Spaß. Allerdings dachte er auch daran, sein Geschäft zu erweitern und gebrauchte Kleidung anzubieten. Als zweites Standbein sozusagen. Ein paar von den Hundebesitzerinnen, die jeden Tag bei ihm vorbeikamen, hatten ihn darauf gebracht. Sie wollten ihn mit Klamotten versorgen. Manchmal brachten sie auch was zu essen mit. War ganz nett. Mutterinstinkt wahrscheinlich.

Eine Sorge allerdings hatte er: Wenn er mehr Geld einnehmen würde, als er jeden Tag verbrauchte, dann müsste er das Geld irgendwo aufbewahren, und ganz bestimmt nicht in seinem Anhänger. Wer auf der Straße lebte, durfte nicht viel Geld bei sich haben. Es sprach sich schnell herum unter den Brüdern von der Straße, wenn einer Geld hatte. Und dann war es weg.

Ralf, der Steinmetz, schaute sich um und lauschte in Richtung Deutsches Museum. Nur das sanfte Glucksen des Flusses war zu hören, und nichts rührte sich unter den Bäumen am Ufer. Man musste aufpassen, wenn man draußen lebte. Dauernd aufpassen. Bei Tieren war's nicht anders, die mussten auch aufpassen. Vor Tieren hatte er keine Angst, nur vor Menschen. Wie oft hatten ihn seine Kollegen beklaut. Keiner traute dem andern. Ralf, der Steinmetz, lachte leise vor sich hin. Er kannte mal einen, der in seiner Höhle an der Isar über hunderttausend Mark vergraben hatte. In Plastiksäcken. Erfahren war der, in einem kalten Winter vor vielen Jahren, und danach fand die Polizei das Geld. Die Polizei!

Ralf lachte laut auf und sah sich erschrocken um, weil sein Lachen von den Mauern widerhallte. Nein, man brauchte nicht viel Geld, wenn man frei sein wollte. Nur genug zum Essen. Alles andere war Quatsch. Deshalb musste er sich die Sache mit den gebrauchten Klamotten nochmal genau überlegen. Sehr genau. Prüfend betrachtete er den Himmel. Bald würde es hell werden. Es roch immer noch nach verglimmenden Lagerfeuern, aber die Menschen waren alle nach Hause gegangen. Ralf zog die Füße aus dem Wasser, lauschte sichernd nach allen Seiten und rollte sich endlich zusammen.

Plötzlich kehrten die Farben zurück. Das Grau wurde von Rot weggewischt, vielen Schattierungen von Rot, obwohl die Sonne selbst hinter einer dunklen Häusermauer

verborgen blieb. Noch immer war Laura allein im Park. Sie lauschte dem Summen der Stadt, machte halbherzig ein paar Dehnungsübungen, lief eine Weile am Hochufer entlang bis zum Maximilianeum, kehrte wieder um und wählte den schmalen Steg, der zwischen Mühlbach und Isar entlangführte. Allmählich verklang der Froschalarm in ihr, und sie konnte klarer denken.

An den Fall des Rentners Gustav Dobler zum Beispiel, an dem sie sich regelrecht festgebissen hatte, obwohl ihre Kollegen wenig Verständnis dafür aufbrachten. Vor über zwei Monaten war der alte Mann mit E 605 vergiftet worden. Sie kamen mit ihren Ermittlungen nach wie vor nicht wirklich voran. Lauras junger Kollege, Kommissar Baumann, hielt Doblerts Tod für Selbstmord, und der Staatsanwalt war kurz davor, die Nachforschungen einzustellen. Der einzige Mensch, der Laura ein wenig weitergeholfen hatte, erholte sich gerade langsam von einem Herzinfarkt. Und dieser Herzinfarkt hatte Lauras Einschätzung nach sehr viel mit einer Zeit zu tun, an die sich eine bestimmte Generation nicht gern erinnerte.

Laura beugte sich über das Geländer des Stegs und schaute zum Wasser hinunter. Die Isar war zu einem lächerlichen Rinnsal geschrumpft. Auf der anderen Seite des Flusses leuchtete die Kiesfläche in hellem Rosa. Eine Wasseramsel saß auf einem ausgebleichten Baumstamm, den vergangene Fluten angeschwemmt hatten. Auch die weiße Brust des Vogels strahlte zu dieser frühen Stunde rosarot, genau wie die Lukaskirche, deren Türme über die Baumkronen lugten. Laura ließ ihren Blick am Ufer entlangwandern, über die schwarzen Häufchen, die von den Feuern der letzten Nacht geblieben waren, die Bierdosen, ein paar leere Flaschenträger, und blieb an einer zusammengerollten Gestalt mit bloßen Füßen hängen. Kurz verharrte sie, sah wieder zur

Wasseramsel und wieder zu dem Bündel Mensch auf der anderen Seite des Flusses.

Ein Übriggebliebener, dachte sie. Wahrscheinlich hat er zu viel gesoffen letzte Nacht und schläft seinen Rausch aus.

Die Wasseramsel schwirrte flussaufwärts. Laura ging ebenfalls weiter, wandte sich jedoch nach ein paar Metern um und schaute zu dem Schlafenden zurück. Schlieft er überhaupt? Es war wohl besser, nachzusehen, ob ihm nichts fehlte. Der Froschalarm wirkte: Besonders ausgeprägtes Verantwortungsbewusstsein, empfindliches Über-Ich, Stress, dachte sie. Falls ich nicht nachschaue, werde ich den ganzen Tag daran denken und später bei Kollegen nachforschen, ob an der Isar ein Verletzter oder Toter gefunden wurde. Ich kenne mich immerhin schon seit sechsundvierzig Jahren.

Sie schätzte die Entfernung zur Mariannenbrücke und entschloss sich, durch den Fluss zu waten. Wegen der Steine und der zerbrochenen Bierflaschen behielt sie ihre Turnschuhe an. Das Wasser war angenehm kühl, es reichte ihr an der tiefsten Stelle nur knapp über die Knie. Es floss schnell, zerrte an ihren Beinen. Sie bewegte sich langsam. Als sie das andere Ufer erreichte, ging sie um den Liegenden herum. Er zeigte nur seinen Rücken, hatte das Gesicht in den Kies gedrückt und unter einem Arm begraben. Die abgewetzte Jeansjacke war hochgerutscht und gab ein Stück gebräunter Haut frei, die Hose war auf Kniehöhe abgeschnitten und ausgefranst. Neben dem Mann lagen zwei ausgelatschte Sandalen. Sein Haar war dunkelblond, halblang und ziemlich frisch gewaschen. Vielleicht ein Penner, vielleicht auch nicht ... Laura beugte sich über ihn, um zu prüfen, ob er atmete, konnte es aber nicht genau erkennen. Als sie nach seiner Schulter griff, um ihn vorsichtig zu rütteln, schlug er so unerwartet um sich, dass sie das Gleichgewicht verlor

und rücklings auf die Steine fiel. Sein Schlag hatte sie quer übers Gesicht getroffen. Beinahe-Knockout.

Sie wollte aufspringen, um sich besser verteidigen zu können, ließ es aber bleiben, als sie sein Gesicht sah. Mit weit aufgerissenen Augen und wirrem Haar hockte er vor ihr.

«Spinnst du?», schrie sie ihn an.

Er reagierte nicht, starrte nur. Schließlich blies er die Backen auf und schüttelte den Kopf.

«Das kannst du nicht machen. Nicht hier draußen! Mich hättest du eben beinahe getroffen!»

«Mich auch!» Laura betastete ihre Nase.

«Hab ich dir wehgetan? Aber da bist du selber schuld, Mädchen. So was macht man nicht hier draußen. Auf gar kein Fall, verstehst du?» Er strich mit beiden Händen sein halblanges dickes Haar aus dem Gesicht, kratzte dann über die blonden Bartstoppeln auf seinen Wangen und verzog dabei den Mund. Einer seiner Vorderzähne fehlte. Laura schätzte ihn auf Ende dreißig, und er war eindeutig einer der «Bürger in sozialen Schwierigkeiten», wie man die Obdachlosen politisch korrekt nannte. Aber einer von denen, die sich nicht ganz aufgegeben hatten. Sie schloss es aus seiner Kleidung, dem Zustand seiner Hände und Füße, dem gewaschenen Haar.

«Was macht man nicht?»

«Man fasst niemand an, der am Boden liegt!» Er saß inzwischen im Schneidersitz, ließ sie aber keine Sekunde aus den Augen.

«Und warum nicht?» Ihre Nase schien in Ordnung zu sein. Das linke Auge hatte mehr abgekriegt. Sie fühlte geradezu, wie es anschwellte.

«Weil ...» Er breitete die Arme aus und schaute sie beinahe mitleidig an. «Weil hier draußen die Menschen sehr vorsichtig sind. Es könnte ja einer sein, der was Bö-

ses vorhat, oder es könnte ein Bulle sein. Du kennst dich mit solchen Sachen nicht aus, was?»

«Nein!» Laura rollte sich zum Ufer. Mit der hohlen Hand schöpfte sie Wasser und kühlte ihr schmerzendes Auge.

«Isses schlimm?» Er robbte zu ihr hinüber.

«Fass mich nicht an!», fauchte sie, als er die Hand ausstreckte. «Hier draußen fasst man niemanden an!»

Er zog seine Hand wieder zurück.

«Man kann schon», murmelte er. «Wenn man sich kennt. Aber nie von hinten oder wenn einer schläft.»

«Wir kennen uns nicht!»

Er zuckte die Achseln.

«Jetzt schon.»

«Wieso?»

«Weil wir miteinander reden.» Er sah bekümmert aus.

Auf der anderen Seite der Isar tauchten die ersten Radfahrer und Jogger auf. Jeder zweite mit Mundschutz.

«Trink das Wasser ja nich. Da kriegste Dünnpfiff!»

Laura antwortete nicht, stand auf und klopfte den Sand von ihrem T-Shirt und ihrer Hose.

«Wuff. Das wird 'n schönes Veilchen!» Er grinste ein bisschen schief.

«Hast du noch mehr so intelligente Bemerkungen auf Lager?»

Laura verfluchte den Frosch, ihr Über-Ich und ihr Verantwortungsbewusstsein. Sie wollte nur noch nach Hause und einen Eisbeutel auf ihr Auge legen.

«He, ich wollte das nich! Hatte ja keine Ahnung, dass du 'ne Lady bist. Hab eher damit gerechnet, dass es einer von denen is, die weiter oben saufen. Da gehste besser nich hin, das kann ich dir sagen!»

Laura zuckte die Achseln und watete wieder in den Fluss zurück.

«He, es tut mir echt leid. Warte doch. Ich ... ich könnt uns 'n Kaffee machen. Ich wohn nur zehn Minuten von hier.»

Laura blieb mitten im Fluss stehen und drehte sich erstaunt zu ihm um.

«Kaffee?»

«Ja, klar!» Er war ebenfalls aufgestanden und scharrte mit seinen nackten Füßen in den Kieseln herum.

«Wo wohnst du denn?»

Er drehte sich zweimal im Kreis, kickte ein paar Steine weg und steckte die Fäuste tief in die Taschen seiner kurzen Jeansjacke.

«Nich weit von hier. Ganz in der Nähe vom Friedensengel, wenn du den kennst.»

«Ach so?»

«Klar!» Wieder drehte er sich, er verlor beinahe das Gleichgewicht. Laura musste über seine Verlegenheitspantomime lächeln.

«Nett von dir», antwortete sie. «Aber ich hab leider keine Zeit. Ich muss zur Arbeit, und vorher möcht ich mir noch 'n Eisbeutel auf mein Auge legen.» Sie watete weiter.

«He. Aber vielleicht morgen oder so ...»

«Wenn du mir genau sagst, wo du wohnst, dann überleg ich's mir vielleicht.»

«Is ganz leicht zu finden! Der Tunnel unterm Engel. Kannste gar nicht verfehlen. Ich hab da 'n Anhänger stehen. Kleines Geschäft, musste wissen. Läuft nich schlecht.»

«Ah ja?»

«Klar. Seh vielleicht nich so aus.» Er hob eine Handvoll Steine auf und begann einen nach dem anderen ins Wasser zu werfen. Laura hatte inzwischen das Ufer erreicht.

«Kannst es dir ja überlegen!» Seine Stimme klang vage.

Laura antwortete nicht, winkte ihm nur kurz zu. Er zuckte die Achseln.

ALS LAURA ihre Wohnung betrat, fiel ihr die Stille auf. Beinahe hätte sie auf dem Rückweg aus lauter Gewohnheit frische Semmeln gekauft. Aber es war ja niemand da, der sich darüber freuen würde. Sie selbst begnügte sich derzeit mit Obst und Joghurt. Bei dieser Hitze konnte sie ohnehin kaum etwas essen. Die Stille war ungewohnt. Vor allem morgens. Dann sang oder piff Luca gewöhnlich im Bad, Sofia hörte in ihrem Zimmer eine CD und Laura in der Küche die Nachrichten.

Zwanzig vor sieben. Noch eine Stunde, dann musste sie ins Präsidium. Langsam ging Laura durch ihre Wohnung und öffnete eine Tür nach der anderen. Die Räume kamen ihr an diesem Morgen sehr groß vor. Groß und leer. Die Zimmer der Kinder zu aufgeräumt, ihr eigenes Schlafzimmer unordentlich, das Wohnzimmer unbehaust, nur die Küche erträglich. Sie nahm ein Kühlkissen aus dem Eisfach und hielt es an ihr lädiertes Auge. Ganz gegen ihre Gewohnheit bereitete sie sich eine Tasse Instantkaffee. Erst dann wagte sie sich ins Badezimmer vor den Spiegel.

Rund um ihr linkes Auge war das Gewebe blau und geschwollen. Laura wusste aus Erfahrung, dass diese Färbung erst der Anfang war. Die nächste Stufe würde schwarzblau aussehen, dann folgten grün und gelb. Zeit, eine neue Sonnenbrille zu kaufen, eine besonders große. Außerdem musste sie sich eine plausible Geschichte für ihre Kollegen einfallen lassen. Und für ihren Vater. Der Einzige, dem sie die wahre Ursache ihres Veilchens erzählen konnte, war Angelo Guerrini. Der würde lachen.

Vielleicht war der unerwartete Schlag des Obdachlosen gar nicht so schlecht gewesen. Jedenfalls fühlte Laura sich jetzt wacher als vorher. Sie duschte sehr kurz, um Wasser zu sparen, setzte sich dann im Morgenmantel auf ihren kleinen Balkon und trank den Instantkaffee, der inzwischen fast kalt war. Zum ersten Mal, seit

ihre Kinder verreist waren, genoss sie die Ruhe, starrte nicht mit leerem Kopf vor sich hin, sondern nahm die Geschäftigkeit auf den Straßen wahr, nickte einer Nachbarin zu, die so früh am Morgen bereits ihre Wäsche aufhängte. Laura schaute den Spatzen zu, die immer wieder ihren Balkon anfliegen, um aus dem Wassernapf zu trinken, den sie aufgestellt hatte. Sie erinnerte sich an die Zeit mit Angelo Guerrini vor zwei Monaten in Siena, sehnte sich nach ihm und war gleichzeitig erleichtert, ihn weit weg zu wissen. Aber das Mittelmeer hätte sie gern im Hinterhof gehabt, um jeden Morgen zu schwimmen.

Als kurz vor halb acht ihr Telefon klingelte, saß sie noch immer gedankenverloren und mit dem Kühlkissen auf dem linken Auge da. Seufzend stand sie auf und griff nach dem Telefon.

«Ja?»

«Bist du das, Laura?»

«Ich nehme es an.»

«Ah, Frau Hauptkommissarin beliebten zu scherzen.»

«Eigentlich nicht. Was gibt's denn? Wir sehen uns in einer halben Stunde, Herr Kommissar.»

Peter Baumann räusperte sich.

«Ich wollte nur besonders nett sein und dir die Fahrt ins Präsidium ersparen. Gestern Abend hat nämlich ein gewisser Karl-Otto Mayer angerufen – du erinnerst dich vielleicht, dass ich gestern Dienst hatte.»

«Sag schon!»

«Immer langsam. Der alte Herr ist aus der Reha entlassen worden und wieder zu Hause. Er würde sich gern mit dir unterhalten. Aber nur mit dir allein – nicht mit mir und auch sonst mit niemandem.»

«Hat er das gesagt?»

«Das hat er ganz klar gesagt. Am Anfang wollte er nicht mal am Telefon mit mir reden, sondern nur mit dir.»

«Was hast du eigentlich mit ihm gemacht, als ich vor zwei Monaten in Siena war?»

«Gar nichts. Ich habe ihm Fragen gestellt. Macht man das in unserem Beruf nicht so?»

«Es gibt aber verschiedene Varianten, Kommissar Baumann. Man kann zum Beispiel Leute so unter Druck setzen, dass sie tot umfallen.»

«Ich hab ihn nicht unter Druck gesetzt, Laura. Warum fängst du eigentlich immer wieder davon an? Mayer hatte einen Herzinfarkt, weil er ein schwaches Herz hat. Natürlich haben ihn die Fragen aufgeregt – aber deine genauso wie meine. Ist das klar?»

«Und warum will er dann nicht mit dir reden?»

«Was weiß ich? Vielleicht passt ihm meine Nase nicht. Vielleicht steht er auf Frauen ... also, du weißt jetzt, dass er wieder zu Hause ist. Mach damit, was du willst!»

Peng! Peter Baumann hatte das Gespräch beendet. Langsam legte Laura den Hörer zurück.

Also ist was dran an meinen Vermutungen, dachte sie. Sonst würde er nicht so hochgehen. Oder lag es daran, dass sie die Angelegenheit ein bisschen zu häufig angesprochen hatte? Durchaus möglich. Laura kannte ihre Fehler. Vielleicht würde sie sich später bei ihm entschuldigen ... vielleicht.

Immerhin bescherte seine Information ihr noch Zeit. Sie wusch einen Apfel und setzte sich wieder auf den Balkon. Noch war die Hitze erträglich, fühlte sich so harmlos an wie an einem normalen Sommertag. Laura ließ den Fall Dobler noch einmal an sich vorüberziehen. Sie schloss die Augen, um die Bilder deutlicher zu sehen.

Man hatte Dobler tot in seiner Wohnung gefunden, nachdem er dem jungen Mann von «Essen auf Rädern»

die Tür nicht aufgemacht hatte. Als Laura den Tatort betrat, lag er zusammengekrümmt auf dem Boden, eine Schulter an den Wohnzimmerschrank gelehnt. Als Erstes war ihr sein Gesichtsausdruck aufgefallen, blankes Entsetzen hatte aus diesem Gesicht gesprochen. Als hätte der alte Mann ein Ungeheuer gesehen. Auf dem Tisch stand noch eine Tasse mit etwas Kaffee und einem Rest des Gifts. Aber nirgendwo in der Wohnung gab es auch nur den geringsten Hinweis auf irgendwas. Keine Fingerabdrücke von Fremden, keine Tüte oder Dose, in der das Gift aufbewahrt wurde, absolut gar nichts. Keiner der Nachbarn hatte jemanden kommen oder gehen sehen. Und doch: Der Gesichtsausdruck des Toten und dieses seltsame Nichts an Spuren hatten Laura misstrauisch gemacht.

Natürlich wusste sie, dass die Selbstmordrate bei alten alleinstehenden Männern ziemlich hoch war. Aber eine Vergiftung mit dem Pflanzenschutzmittel E 605 war keine besonders angenehme Art zu sterben. Unwahrscheinlich also, dass jemand es freiwillig schluckte.

Laura biss in den Apfel und kaute nachdenklich. Eine Taube landete vor ihr auf dem Balkongitter, fuhr erschrocken zurück und taumelte mit klatschenden Flügeln davon. Laura zuckte ebenfalls leicht zusammen. Ihr türkischer Nachbar, Ibrahim Özmer, schaute aus seinem Wohnzimmerfenster und verbeugte sich in ihre Richtung. Laura winkte ihm zu, betrachtete dann den angebissenen Apfel und versuchte sich an ihren Gedanken-gang zu erinnern.

Sie war bei Doblens rätselhafter Vergiftung gewesen. Wer sollte einen alten Mann von 91 Jahren ermorden? Eiskalt und sehr professionell, ohne etwas zu berühren oder zu stehlen. Viel zu holen gab es ohnehin nicht bei Gustav Dobler. Billige Möbel und einen Kanarienvogel, mehr besaß er nicht, auch keine Verwandten und Freun-

de. Jedenfalls meldete sich nach seinem Tod niemand, und sie fanden auch keine Angehörigen.

Deshalb hatte Laura damit begonnen, ein bisschen in Doblens Vergangenheit herumzusehen, und dabei schnell herausgefunden, dass er während des Zweiten Weltkriegs Haus- und Blockwart in einer Münchner Wohnungsbaugenossenschaft gewesen war. Von den alten Mietern lebten nicht mehr viele, aber einige gab es noch. Und so war Laura auf Karl-Otto Mayer gestoßen.

Sie musste lächeln, wenn sie an die erste und bisher einzige Begegnung mit dem alten Herrn dachte. Seine Wohnung war ihm zu groß geworden, deshalb hatte er einfach drei Zimmer abgesperrt und betrat sie nicht mehr. Ehe er sich auf irgendwas einließ, bot er Laura Schnaps an und erklärte, dass er nur sehr ungern über die alten Zeiten spreche.

Immerhin ließ er sich so weit auf die Vergangenheit ein, dass er sich an den Dobler erinnerte und daran, dass der die Bewohner der Genossenschaft bespitzelt und einige an die Gestapo verraten hatte. Dann fiel ihm noch ein, dass der Dobler nach dem Krieg die besonders eifrigen Nazis an die Amerikaner verkauft hatte und auf diese Weise immer ganz gut durchgekommen war. Und er hatte noch etwas Wichtiges gesagt, der alte Herr Mayer: «Da hat jemand lang nach ihm gesucht.»

Nach dieser Begegnung hatte Laura den Fall an Peter Baumann übergeben, weil sie Commissario Guerrini Ermittlungshilfe in Siena leisten musste. Sehr zum Missfallen und zur Erheiterung mancher Kollegen. Schließlich wussten die meisten, dass Guerrini nicht nur ein Kollege, sondern auch Lauras Liebhaber war.

In der Zeit ihrer Abwesenheit hatte Karl-Otto Mayer einen Herzinfarkt erlitten. Die Ärzte wehrten seither jegliches Gespräch mit ihm nachdrücklich ab, und so ging nichts mehr weiter. Es gab nicht mehr viele Zeitzeugen.

Die wenigen, die noch am Leben waren, verweigerten fast alle die Aussage oder litten an Demenz.

Laura warf den Rest des Apfels über die Balkonbrüstung in den Garten. Sie zog kurz den Kopf ein, weil sie nicht nachgesehen hatte, ob unten jemand war. Als kein Aufschrei ertönte, atmete sie auf. Karl-Otto Mayer hatte sich gemeldet. Jetzt konnte sie endlich weitermachen.

Zwei Stunden später stand sie vor dem behäbigen Mietshaus aus der Gründerzeit, in dem Karl-Otto Mayer seit beinahe siebzig Jahren wohnte. Er war nie umgezogen. Seine Kinder waren hier aufgewachsen, seine Frau hier gestorben. Die Häuser hatten viele Renovierungen erlebt, aus dem Kriegsgrau war allmählich ein freundliches Ockergelb geworden. In den Hinterhöfen wurde kein Gemüse mehr angebaut, wie nach dem Krieg, stattdessen gab es Rasenflächen, Sandkästen, Schaukeln und Blumenbeete. Das wusste Laura nicht vom alten Herrn Mayer, sondern von ihrem Vater, der ebenfalls sein ganzes Leben im Norden Schwabings verbracht hatte.

Das ist ein Fall der alten Männer, dachte sie. Kein Wunder, dass Baumann keine Lust darauf hat. Er ist zu jung. Sie zögerte kurz, ehe sie auf den Klingelknopf unter dem Namen Mayer drückte. Er erwartete sie, sie hatte ihn angerufen und gefragt, ob er heute mit ihr sprechen wolle. Regelrecht ungeduldig war er gewesen. Wo sie denn die ganze Zeit gesteckt hätte?

Der Summer ertönte, eine Schwingtür trennte den Eingangsbereich vom Treppenhaus. Drinnen roch es ganz leicht nach Bohnerwachs. Laura mochte diesen Geruch, er erinnerte sie an ihre Kindheit. Auch sie hatte mit ihren Eltern in einem Mietshaus mit Holztreppe gewohnt, und diese Treppe war ebenfalls regelmäßig gewachst und gebohnt worden, was ihren Vater sehr erboste, weil er immer wieder ausglitt und sich irgendwas

prellte oder verstauchte. Er hatte es immer zu eilig, der Herr Rechtsanwalt. Langsam stieg Laura die Stufen bis in den zweiten Stock hinauf. Sie lächelte über das Schild am Geländer: «Vorsicht, frisch gebohnt!» Der Schriftzug in steiler Schönschrift sah aus, als wäre er mindestens fünfzig Jahre alt. Karl-Otto Mayer erwartete sie an seiner Wohnungstür, ein wenig dünner und zerbrechlicher als bei ihrem ersten Treffen, aber durchaus aufrecht.

«Da sind Sie ja endlich, Frau Kommissarin.»

«Ja ... warum endlich?»

«Ich wollt schon seit Wochen mit Ihnen reden, aber die Ärzte haben mich nicht gelassen, weil ich mich nicht aufregen sollte. Aber ich hab mich dauernd aufgeregt, weil sie mich nicht mit Ihnen haben reden lassen! Ich hab's dann aufgeschrieben, was ich Ihnen sagen wollt. Damit es nicht verloren geht. In meinem Alter weiß man ja nie, wann der Herrgott einen ruft.» Er geriet ganz außer Atem durch diese lange Rede.

«Jetzt bin ich da und freu mich, dass Sie mit mir reden wollen», erwiderte Laura. «Und wir haben ganz viel Zeit.»

«Haben wir das?» Er hustete, nahm ihre Hand und zog sie in den Flur seiner Wohnung. Es roch ein bisschen muffig.

«Ist lang nicht gelüftet worden», murmelte er entschuldigend. «Ich war ja wochenlang weg. Meine Kinder haben mich zweimal besucht. Es ist weit von Hamburg nach München. Da kann man nichts machen. Die wollten schon wieder, dass ich meine Wohnung aufgeb und in ihre Nähe zieh. Weil ich so krank war und so weiter. Fangen immer wieder damit an!»

«Und warum ziehen Sie nicht zu Ihren Kindern?»

«Weil ich nicht mag!» Er lachte keckernd. «Die sollen ihr Leben leben, und ich leb meins, bis es zu Ende ist.

Ich brauch das Gefühl, dass ich in München bin. Nur das Gefühl, das reicht schon. Mich hat's schon ganz krank gemacht, in dieser Reha-Klinik am Starnberger See zu sein. Waren Sie schon mal in der Reha?»

Laura schüttelte den Kopf.

«Da können S' aber froh sein. Wünschen S' Ihnen des nicht. Da fühlt man sich wie in einem Luxusgefängnis!»

Er stieß die Wohnzimmertür weit auf und ließ Laura eintreten, ganz Kavalier der alten Schule, wie bei ihrer ersten Begegnung. Das Zimmer kam Laura noch vollgestopfter vor als damals. Alle Möbel waren zu groß für den Raum – das klobige Büfett aus den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, der lange Esstisch mit der gemusterten Tischdecke, das Sofa mit den vielen Kissen, die hohen Stühle, die unzähligen Beistelltische und vor allem das monströse Gemälde in seinem bombastischen Goldrahmen: eine Kopie des Früchtekranzes von Rubens. Vielleicht lag es an der Hitze, die jede Beengung noch unerträglicher machte.

Laura wartete darauf, dass der alte Herr ihr einen Schnaps anbieten würde, wie beim letzten Mal, doch er tat es nicht, sondern setzte sich in einen riesigen grünen Sessel mit Samtbezug, in dem er noch zarter aussah als ohnehin schon. Sein Atem ging schwer, immer wieder wischte er sich mit zitternder Hand über die Stirn, dann über sein dichtes weißes Haar.

«Man schwitzt die ganze Zeit, nicht wahr? Auch wenn man gar nichts tut!» Er hüstelte nervös.

«Ja, auch wenn man gar nichts tut.» Laura wartete. Jetzt stand er auf.

«Wollen Sie ein Glas Wasser?»

«Später vielleicht.»

Er setzte sich wieder, rieb die Handflächen aneinander und sah sie aufmerksam an.

«Was ist denn mit Ihrem Auge passiert, Frau Kommissarin?»

«Unfall beim Nahkampftraining.»

«Das sieht ja schlimm aus.»

«Ist aber nicht so schlimm.» Laura setzte ihre Sonnenbrille auf.

«Mich stört's nicht, wenn Sie deswegen die Brille aufsetzen, Frau Kommissarin.»

«Deswegen setz ich sie nicht auf.»

«Ja dann.» Er seufzte tief. «Wo soll ich anfangen ...» Er warf Laura einen ratlosen Blick zu.

«Wo Sie wollen, Herr Mayer. Ich hör einfach zu.»

«Ja, natürlich. Also, ich hatte viel Zeit zum Nachdenken im Krankenhaus und in der Reha und ... Also, ich find, dass der Dobler es nicht verdient, dass sich so viele Leute den Kopf über sein Ableben zerbrechen. So, jetzt ist es heraußen!»

Laura antwortete nicht sofort, sondern beobachtete zwei dicke Fliegen, die um die Deckenlampe kreisten. Wenn sie zusammenstießen, flogen sie wirre Kurven, kehrten aber schnell wieder in den Kreis unter der Lampe zurück, als würden sie durch ein magnetisches Feld angezogen.

«Und warum nicht?», fragte sie endlich.

«Ich hab Ihnen schon damals erzählt, dass er viele Leute verraten hat. Ein paar sind nie wiedergekommen aus Dachau oder wo sie gelandet sind.»

«Und die, die wiedergekommen sind?»

«Da lebt keiner mehr, wenn Sie auf die spekulieren. Von denen hat's keiner getan.» Er hustete, stand wieder auf und ging zu dem unförmigen Büfett. Laura wurde bewusst, dass das Wort Büfett von weit her aus ihrer Vergangenheit aufgetaucht war. Niemand sagte heute Büfett zu einem Wohnzimmerschrank mit Aufsatz. Ihre Großmutter hatte das Wort benutzt, das war es. Karl-

Otto Mayer öffnete den Schrank, nahm eine Flasche heraus und zwei kleine Gläschen.

«Jetzt brauch ich doch einen Schnaps, sonst kann ich das nicht erzählen», sagte er leise. «Sie auch, Frau Kommissarin?»

«Besser nicht», murmelte Laura, und der alte Mann nickte grimmig.

«Ich lass das Glas stehen. Kann schon sein, dass Sie später einen brauchen, Frau Kommissarin.»

Wie beim letzten Mal füllte er sein Gläschen nur halb, trank es in einem Zug leer und füllte es ein zweites Mal zur Hälfte. Dann setzte er sich wieder in den grünen Sessel.

«Wir haben damals jemanden versteckt, müssen Sie wissen. Von Ende 1943 bis ein paar Monate vor Kriegsende. Esther Maron hieß die Frau.» Er nickte vor sich hin. «Sie hatte eine kleine Tochter, die Lea. Ihr Mann war bei der Stadtverwaltung angestellt, aber dann haben sie ihn entlassen, weil er Jude war, und gleich abtransportiert. Meine Frau und ich und ein paar andere in der Genossenschaft waren mit den Marons befreundet. Als es passierte, war ich gerade auf Heimaturlaub von der Front, durfte eine Lungenentzündung auskurieren. Wir haben die Frau Maron und ihre Tochter sofort bei uns versteckt. Aber auf Dauer war das zu gefährlich, weil der Dobler und ein paar andere dauernd herumspioniert haben. Deshalb haben wir jemand gesucht, der zuverlässig war.» Er trank einen kleinen Schluck aus dem Schnapsglas und atmete tief ein. «Blieben nicht viele, das kann ich Ihnen sagen, Frau Kommissarin. Aber immerhin die Frau von unserem kleinen Lebensmittelladen, ein Gärtner in unserer Nachbarschaft und die Frau Neugebauer.»

«Die alte Frau, die nicht mit mir reden wollte? Die sagte, dass der Dobler ein schlechter Mensch gewesen

sei? Deren Mann ein Nazi war und von Dobler an die Amerikaner verraten wurde?»

«Genau die! So kann man sich täuschen, Frau Kommissarin, nicht wahr!» Er nickte vor sich hin und schwieg eine Weile. Die Fliegen unter der Lampe summten laut.

«Wir haben die Frau Maron und die kleine Lea dann in der Gärtnerei versteckt. Das war ein Familienbetrieb, keine Angestellten. Nur so hat das funktioniert. Und es hat gut funktioniert, fast ein Jahr lang. Die Frau vom Lebensmittelladen hat es irgendwie geschafft, was zu essen für die Marons abzuzweigen. Gab ja alles nur auf Zuteilung. Wer keine Marken hatte, der musste hungern.» Er atmete schneller, legte eine Hand auf sein Herz und verzog das Gesicht. Besorgt beugte Laura sich vor.

«Wir können auch morgen weitermachen, wenn es Sie zu sehr aufregt.»

Er schüttelte heftig den Kopf.

«Nein, nein! Ich verlass mich nicht auf ein anderes Mal. Das muss jetzt gesagt werden und nicht später! Auch wenn's mich umbringt! Könnten Sie mir noch einen Schnaps einschenken, Frau Kommissarin?»

«Ich glaub nicht, dass es Ihnen guttut ...»

«In meinem Alter darf ich alles!», erwiderte er scharf. «Ich kann die Wahrheit sagen, und ich kann so viel Schnaps trinken, wie ich will. Das ist das einzig Gute am Alter, Frau Kommissarin: dass man sich mehr traut! Also, krieg ich jetzt meinen Schnaps?»

Laura zuckte die Achseln und goss sein Glas halb voll.

«So, und jetzt sag ich Ihnen, wie das weiterging. Eines Tages hat der Dobler das Versteck der Frau Maron gefunden. Bis heute hab ich keine Ahnung, wie er das geschafft hat. Er hat es dem Gauleiter gesagt, und der hat die Gestapo geschickt. Das ging so schnell, dass wir nichts mehr machen konnten. Den Gärtner und sei-

ne Frau haben sie auch gleich mitgenommen. Die haben zum Glück das KZ in Dachau überstanden. Aber die Frau Maron ist nicht mehr zurückgekommen und die kleine Lea auch nicht.» Er griff nach dem Schnapsglas, trank es leer und hustete heftig. Ein Schweißtropfen lief über seine rechte Schläfe, dann über seine Wange zum Kinn und tropfte auf sein Hemd.

«Ja, so war das», murmelte er nach ein paar langen Minuten. «So war das. Warum sagen Sie nichts, Frau Kommissarin?»

«Was soll ich denn sagen?»

«Ach, gar nichts, nichts! Sie haben ja recht. Da kann man nichts sagen.» Er zog mit zwei Fingern die Bügelfalten seiner Hose nach.

«Und Ihnen ist nichts passiert?»

Er schüttelte den Kopf, starrte auf seine Hände, die Bügelfalten.

«Nein. Wir haben es selbst nicht verstanden, haben wochenlang kaum geschlafen vor Angst. Aber niemand kam zu uns und auch nicht zur Frau Neugebauer. Die Frau vom Lebensmittelladen hat der Gauleiter verhört. Aber sie ist nicht nach Dachau gekommen, weil sie die Einzige war, die sich mit den Lebensmittelmarken auskannte. Aber ich kann Ihnen sagen, die hat nach dem Verhör keinen Mucks mehr getan, bis der Krieg zu Ende war.»

«Wie haben Sie und Ihre Frau mit dieser traurigen Geschichte gelebt?»

Er warf Laura einen dunklen Blick aus halbgeschlossenen Augen zu und kniff die Lippen zusammen. Endlich sagte er: «Sie hat uns nie verlassen, diese Geschichte, das kann ich Ihnen versichern. Wir haben weitergelebt, unsere Kinder aufgezogen, waren auch glücklich - aber die Frau Maron und Lea, die waren so eine Art Schatten, der immer mit uns gelebt hat. Ich träum noch heut

von ihnen. Und wissen Sie, was meine Frau kurz vor ihrem Tod gesagt hat? «Ich hoff, dass ich sie wiedersehe», das hat meine Frau gesagt. Jetzt wissen Sie, warum es um den Dobler nicht wirklich schad ist, Frau Kommissarin. Er war ein feiger Denunziant – da war die Stasi im Osten ein Dreck dagegen. Da wurden die Menschen wenigstens nicht gleich umgebracht.»

Wieder schwiegen sie lange. Endlich stand der alte Mann mühsam auf, ging zum Fenster und zog die Vorhänge zu, um die Sonne auszusperren.

«Vielleicht hat Lea überlebt», sagte Laura leise. Sie staunte über die Heftigkeit, mit der er sie anfuhr.

«Niemals! Niemals! Wenn sie überlebt hätte, dann wäre sie zu uns gekommen. Irgendwann später. Sie hätte nach uns gesucht, ganz bestimmt. Wir haben ja auch nach ihr gesucht!» Seine Hände zitterten so sehr, dass er den Schnaps verschüttete und das Glas abstellen musste.

«Das Schlimmste im Leben ist, wenn man ohnmächtig zuschauen muss, Frau Kommissarin. Wenn man Böses nicht verhindern kann, das ist das Schlimmste! Aber das kennen Sie wahrscheinlich, bei Ihrem Beruf. Nur, damals war es noch ganz anders – und das kennen Sie nicht. Das kann sich niemand vorstellen, der es nicht erlebt hat. Damals hat einer wie der Dobler genügt, dass alle, die nicht stramme Nazis waren, um ihr Leben fürchten mussten.»

Vielleicht sollten wir den Fall wirklich abschließen, dachte Laura. Selbstmord und Akte zu, wie Baumann es vorgeschlagen hatte. Aber Mord blieb eben Mord, und etwas an der Geschichte der Marons behagte Laura nicht. Oder lag es an Karl-Otto Mayer? Sie konnte es nicht genau benennen.

«Warum haben Sie eigentlich bei unserem ersten Treffen im Juni die Marons mit keinem Wort erwähnt?», fragte sie.

«Damals ging's doch nur um den Dobler und was der für einer war.» Seine Stimme klang schwach.

«Und jetzt?»

«Ich ... ich wollt Ihnen das einfach sagen, eh ich endgültig umfall. Damit Sie sich ein klares Bild machen können. Das ist alles.» Er sah sie nicht an, faltete wieder an seinen Hosenbeinen herum.

«Ich wüsste aber gern ein bisschen mehr, Herr Mayer. Können Sie sich vorstellen, dass jemand sich an Dobler gerächt hat? Ich hab das schon einmal gefragt, und Sie sind mir damals ausgewichen. Aber ich erinnere mich genau, dass Sie sagten: Da hat jemand lang nach ihm gesucht.»

Ganz starr saß er da, mit geschlossenen Augen. Endlich sagte er: «Hab ich das gesagt? Kann mich nicht genau erinnern. Aber es könnt ja sein, oder? So was kann immer wieder passieren, bis unsere Generation unter der Erde ist. Es werden doch immer noch uralte Männer vor Gericht gestellt, weil man sie erst jetzt gefunden hat. Das wissen Sie so gut wie ich, Frau Kommissarin.»

«Natürlich weiß ich das. Mein eigener Vater hat ein paar von denen gestellt. Herr Mayer, ich brauche wirklich Ihre Hilfe. Können Sie sich vorstellen, wer so lange gesucht hat? Wer all die Jahre diesen Hass auf den Dobler mit sich herumgetragen hat?»

Der alte Mann schüttelte den Kopf.

«Ich bin kein Denunziant, Frau Kommissarin. Vielleicht war's ja einer von den alten Nazis. Die konnten gut hassen. Fragen S' doch die Frau Neugebauer. Deren Mann war ein Nazi, und der hatte viele braune Freunde. Die haben nie rausgefunden, dass die Frau Neugebauer eine Jüdin versteckt hat. Nicht einmal ihr eigener Mann!

Es kommt nur auf die Intelligenz an, Frau Kommissarin, nur darauf und auf den Mut!» Das Zittern seiner Hände hatte nachgelassen, und er trank sein Schnapsglas in einem Zug leer.

«Haben Sie noch Kontakt zur Frau Neugebauer?»

«Wenig. Das ist alles so lang her. Und ihren Mann hab ich nie leiden können. Da ist keine Freundschaft draus geworden, wenn Sie das meinen. Ich muss mich jetzt hinlegen, Frau Kommissarin. Bin ja immer noch ein bisserl in Reha. Die Hitze ist nicht gut für Leute wie mich. Sie müssen sich beeilen, wenn Sie noch ein paar von unserer Generation befragen wollen.» Ein verschmitzter Zug tanzte plötzlich um seine Mundwinkel.

[...]